

MICHAEL ADAMS



DAS LAND – DORT DRAUSSEN IN MIR

Unterwegs nach Santiago & Portugal, ins Haus meines Großvaters,
nach Amerika (Indian Country), Südindien (nach 36 Jahren)
und zu den Hügeln über dem Meer

TIMELINES



Michael Adams ist Autor & Photograph, nach dem Dokumentarfilm *Timeline-Landscapes (Zeitlandreise, 2008)* erschien im Sommer 2011 sein erstes Buch: *India Rev! - Erinnerungen an eine Reise über Land*. Mit *In der Stille (2012)* und dem Ausstellungsband *31 Photographien & Filmbilder (2017)* begann ein literarisch-photographisches Projekt: *TIMELINES (Zeitlandreise-Heptalogie)*. *DAS LAND - DORT DRAUSSEN IN MIR* ist der vierte, eigenständige Erzählband; eine Liste aller 59 Photographien & Filmbilder befindet sich am Ende des Buchs.

*DEM LAND DORT DRAUSSEN GEWIDMET,
ALLEN, DIE UNTERWEGS SIND,
MEINEN ELTERN, MEINEN KINDERN
UND NATÜRLICH DIR*

*You must understand the whole of life, not just one little part
of it.*

*That is why you must read, that is why you must look at the
skies,*

*that is why you must sing, and dance, and write poems,
and suffer, and understand, for all that is life.*

J. Krishnamurti

DAS LAND - DORT DRAUSSEN IN MIR

Prolog: Nach der Stille

1

Nach Santiago und Portugal

Der Weg zur Quinta da Fortuna (2012)

2

Im Haus meines Großvaters

Die Reise nach Mandičevac, Slawonien (2013)

3

Rückblende: Indian Country

Welcome to Berkeley, Zwei Welten in New Mexico
Land der Verzauberung (Filmnotizen 1988, 1993, 1997)

4

American Giveaway

Über Pine Ridge, Yellowstone und Oregon nach
California, Arizona (Navajo Nation) und New Mexico
(2013)...

5

Das vergoldete Scheitern (Golden Stranding)

Südindien: Rückkehr nach 36 Jahren (Winter 2014)

6

Nach so vielen Jahren

Abschied & Neuanfang (Tamil Nadu, Sommer 2014)

East by Northwest (Neuengland, Canada, New York
2015)

Hügel über dem Meer (Sardinien 2016)

7

Heimwärts

Wanderung durch die Zeit (Erste Heimat-Zweite Heimat)

Tamariskenstrand (Kreta 2017, nach 40 Jahren)

Epilog: Holzplätze im Vierdörferwald

Liste der Filmbilder & Photographien



Feld mit Wild, aus der Serie: Feldspuren, Hinteres Hausertal (2. 4. 2007)

*Möchte wieder in die Gegend,
Wo ich einst so selig war,
Wo ich lebte, wo ich träumte
Meiner Jugend schönsten Jahr!
Nikolaus Lenau: *Einst und Jetzt**

Prolog

NACH DER STILLE

Ich fand die Zeilen aus *Einst und Jetzt* mit Bleistift auf ein Stück Papier geschrieben. Es lag in einem kleinen Buch und war die Schrift meines Vaters. Ich bin in manchem ähnlich wie er, wenn ich ein Buch gut finde, schreibe ich meine

Anmerkungen sogar direkt hinein, an freie Stellen am Anfang und am Schluss. Mit der Liebe zum Land, zu den Feldern, Hügeln und zu Früher ist es genauso: Ich sah sie schon bei meinem Vater und bei meiner Mutter. Es gab noch andere gute Begleiter auf dem Weg: Die Songs von Bob Dylan, in denen die Musik und die erzählten Geschichten wie durch ein Wunder zusammenfinden (von *Shelter from the Storm* und *Tambourin Man* bis zu *Love minus Zero/No limit*), Gedichte, Lieder, Zitate von Musikern und Autoren, die mir wichtig sind: Joni Mitchell, Bob Dylan, Robert Frank, HWL Poonja, H.D. Thoreau, Robert Frost, Vincent van Gogh, J.Krishnamurti, Rory Gallagher, Friedrich Hölderlin, Karl-Ove Knausgård, Claude Lanzmann. Auch die Stimme von Dwight Ration hat mich begleitet, 1993 für meinen Film *Land of Enchantment* in New Mexico aufgenommen und die Erinnerung an den Spätsommer mit dem ersten Schnee am Canyon de Chelley. Zuerst kommt immer das Land selbst (die Gegend, nicht der Staat), die Familie und Freunde; das gilt für Dwight am Rande des Navajo-Reservats genauso wie für mich. Die ersten Schritte, das Wiedersehen von nahen Menschen und fernen Orten nach vielen Jahren, das Weitergehen und Darüberhinaus - davon handelt dieses Buch.

Auf einen Fluss zu treffen, der ins Meer mündet, wie in Viana und Fusetá (Portugal), am Big Sur River (California), am Sweetwaterlake (Goa) oder bei *Mouth of Les Sables*, ein Ort bei Massey in Kanada, wo zwei Sprachen, Land und Wasser ineinander übergehen, das waren Höhepunkte meiner Wanderungen; wie das Ankommen an einem Ziel, das ich gar nicht kannte. Lima, Colorado, Rio Grande, Missouri, Sankt Lorenz Strom, Rhein und Chapora, neben den großen waren es die kleinen, unbekanntes Flüsse, in die ich eingetaucht bin. So wie in den Erzählfluss, der nicht nur mein eigenes Unterwegssein, die Reisen der letzten Jahre zeigt, sondern das Zusammensein mit den Menschen, die mit mir zusammen waren und denen ich begegnet bin.

Vor allem beim Aufbrechen und Zurückkehren wurde die Verbundenheit mit ihnen, den Orten und Personen, deutlich und darunter liegende Themen kamen zum Vorschein: die Suche nach Heimat und Zugehörigkeit, *Family Problems* (Trennungs- und Liebesgeschichten, die als Schatten im Hintergrund bleiben), das Vergehen der Zeit und ihr Einfangen in Bildern. Ich fand Lieblingsplätze und Zufluchtsorte: in meiner ersten und zweiten Heimat, sogar an weit entfernten Orten, die sich als ein Daheim zu erkennen gaben.

Das Ankommen im Eigenen, im Selbst, in Gefühlen, Bildern und Erinnerungen findet sich im Schreiben und in den Aufnahmen mit der Kamera. Vom Unterbewussten intuitiv geführt, fand ich manchmal zu einem größeren Getragenwerden, einem Gefühl der Vervollständigung. Manche Personen und Schauplätze kommen sehr nah, sie scheinen verwandt und wecken Assoziationen, Glücksgefühle. Sie können plötzlich spürbar werden oder ein Hineintasten sein, ein Prozess über Jahre, wie in der Kindheit und Jugend, wenn wir sie zum ersten Mal wahrnehmen. *Vielleicht hat sich das Leben schon wegen der Kindheit und Jugendzeit gelohnt* - diesen Satz las ich vor kurzem, es könnte in Karl-Ove Knausgårds fünftem Band seines autobiographischen Romans gewesen sein.

Die Rückkehr aufs Land war ein entscheidender Schritt in meinem Leben. In der Anfangszeit, als Tom Luca, mein Jüngster, noch klein war, fanden wir jeden Tag neue Plätze und entdeckten Felder, Bach und Hügel noch einmal neu. Nach meinem Dokumentarfilm *Zeitlandreise* (Timeline-Landscapes, 2008) begann eine schwierige Phase: Die Begleitung meiner Mutter bis zum Sterben. An Filmprojekte war nicht zu denken, schreiben und photographieren lag näher, ich hatte mit Interviews übers Kennenlernen und Verlieben begonnen. Das Paarbuch (mit Interviews und Bildern von Paaren) wuchs mir über den Kopf, stattdessen

schrieb ich in einer Ausweich- oder Seitenbewegung das Indien-Buch (*India Rev!*, 2011), das endlich, nach so vielen Jahren, mit Hilfe der wiedergefundenen Photographien von 1978 wie ein beinahe vergessener Traum aufs Papier strömte. Es sah so aus, als ob aus dem Filmmacher ein Reporter, ein Photograph und Autor geworden wäre. Eines Tages sah ich wie in einer Traumszene diese Handbewegung vor mir: Eine schwungvolle Geste, wie ein großer Wurf, und in diesem hohen Bogen alle fünf Bücher, die vor mir lagen: das Indien-, das Stille-, das Land- und das Paarbuch. Und am Ende *Das Leben an sich* als Erinnerung an meine prägenden und immer wieder neu erzählten Geschichten.

Nach dem Sterben meiner Mutter und dem Beenden meines zweiten Buchs *In der Stille* (2012), begann eine andere Zeit, eine neue Beziehung, und ich konnte endlich wieder auf Reisen gehen, Neues entdecken und meine Lieblingsorte nach vielen Jahren wiedersehen. Der Ausstellungsband *31 Photographien & Filmbilder* enthält eigens zu den Aufnahmen geschriebene Bildlegenden und ein Essay zur Ausstellung im Markgrafenschloss (Photomuseum Hirschmüller in Emmendingen), wo vorab einige Bilder aus dem Projekt und dem hier vorliegenden Buch zu sehen waren.

Von der Reise selbst, den Wanderungen und der eigentlichen Geschichte hinter den Bildern, erzähle ich hier im Landbuch. Neun Reisen in sieben Jahren, das hätten drei Bücher werden können, aber für mich ist es ein einziges, großes photographisch-literarisches Projekt, manchmal nah am Tagesablauf und den Notizen im Reisetagebuch, dann wieder aus der Erinnerung erzählt, im Überblick und in Rückblenden. *DAS LAND - DORT DRAUSSEN IN MIR* ist auch eine Widmung an die einzelnen Personen geworden - die ich treffe, an die ich mich erinnere, eine Hommage an die Orte und Augenblicke selbst. Diese Szenen und das Land, sie leben in einer anderen, langsameren Zeit. Ein Baum, ein

Feld, genau jetzt, kann ein wirkliches Gegenüber sein. Wie ein Mensch, der vorbeikommt. Oder auf uns wartet.



Road to Santiago: Mitten in Frankreich, 7.05.2012

*To dance beneath the diamond sky with one hand waving
free,*

*Silhouetted by the sea, circled by the circus sands,
With all memory and fate driven deep beneath the waves,
Let me forget about today until tomorrow.*

Bob Dylan (Mr. Tambourine Man)

1

NACH SANTIAGO UND PORTUGAL

Nein, ich habe nicht nach religiösem Beistand gesucht. Aber ich wusste doch, dass es, wenn auch auf meine Art, eine Pilgerreise werden könnte. Schon weil ich nach so langer Zeit endlich wieder allein unterwegs sein würde, und weil

ich in Erinnerung an Vater und Mutter Orte besuchen wollte, die mir sonst gar nicht in den Sinn gekommen wären: alte Kirchen auf meiner Route, die Kathedrale in Santiago de Compostela, den Wallfahrtsort Lourdes. Wie gern wären meine Eltern dort gewesen - jetzt würde ich für sie dort sein können.

Und ich hatte ein noch ferneres, noch anziehenderes Ziel: Die Lagune an der Algarve (eigentlich ein arabisches Wort: der Algarve, der Westen) und eine Farm des Glücks, die *Quinta da Fortuna*, auf die ich bei meiner Recherche gestoßen war. Eigentlich begann die Reise schon bei den ersten Gedanken daran, und die hatten mit Belohnung zu tun: nach all den Jahren, in denen ich durch meine Familie gebunden war, endlich wieder losziehen und etwas Neues anfangen zu können. Die Vorbereitungen, das Ausmalen der Reise, die Befürchtungen und Sehnsüchte, sie gehörten schon dazu. Aber wo und wann begann die Reise wirklich?

Zu meiner Portugal-Reise, die dann tatsächlich am 6. Mai 2012 begann, gab es Vorgeschichten. Wie im Heimbacher Wald, als ich dort mit einem Freund beim Holzmachen war. Die ersten Frühlingsstrahlen schienen auf den Waldweg, wir saßen hinten auf der Ladefläche meines Kombis, hatten Brot und Äpfel ausgepackt und sahen in die Gegend. Ich erzählte von meiner geplanten Fahrt, von der Angst vor dem Alleinsein und von der altmodischen Art, wie ich unterwegs sein würde. Nur mit meinem alten Opel Caravan und einem Zelt über kleine Landstraßen immer nach Südwesten bis ans Meer. Es war leicht, sich etwas Ländliches vorzustellen - wir saßen ja mitten in der Wildnis - und dazu das Unterwegssein. Ich sah mich selbst, wie ich dort saß, neben meinem Holzkompagnon am Waldweg unter all den Bäumen, und stellte mir vor, wie es unterwegs sein könnte. Neben einem großen Freiheitsgefühl bemerkte ich einen Anflug von Angst, dass dort draußen, allein, Unangenehmes hochkommen könnte, Trennungsschmerz, Verlassenheitsgefühl. Gleichzeitig zog es mich hinaus in

unbekanntes Gebiet. Während ich davon sprach, tauchte die Erinnerung auf, dass es immer so war, dass ich am Anfang oft unsicher gewesen war und mich überwinden musste, dann aber doch gute Erfahrungen mit dem Alleinreisen gemacht hatte: auf dem Weg nach Indien 1978, in Spanien und Marokko 1982, in Amerika 1988. Die Jahre danach war ich eher mit Partnerin und Kindern unterwegs, einige Jahre gar nicht, nicht so lange, nicht so weit. Die Erinnerung ließ meine geplante Reise anachronistisch erscheinen: Wer fährt heutzutage noch mit einem uralten Auto allein in die Welt hinaus? War das nicht eine Hippie-Idee aus der Zeit des jungen Rebellen? Bei genauerem Betrachten stellte ich fest, dass mich Einwendungen und Zweifel wenig kümmerten, mich wunderte nur, dass die alte Angst immer noch auf der Lauer lag. Der Beschluss für die Reise stand sowieso fest, er war als befreiender Handlungsimpuls in mir aufgetaucht, meine Mutter war gestorben, meine Kinder waren groß geworden, wenig hielt mich fest. Was für eine Gelegenheit. Dann kam der 1. Mai. Wir waren in einer Gruppe und danach mit einem befreundeten Paar unterwegs, wir besuchten eine uralte, romanische Kirche, liefen durch alte Gassen im Markgräflerland und es war spürbar, dass dieser Vorspann schon die Einstimmung und ein Teil der Reise war.

Vier Tage später hatte ich meine Sachen gepackt und schloss die Haustür hinter mir. Noch ein, zwei Tage wollte ich bei meiner Freundin in der Stadt verbringen, ich kannte sie schon viele Jahre, aber wir waren erst seit kurzem ein Paar. Noch ein Neuanfang. Von dort aus wollte ich nach Frankreich weiterfahren. Jetzt, beim Schreiben, fällt mir auf, dass ich dieses schwere Loskommen auch bei früheren Reisen erlebt hatte. Sogar am entferntesten Punkt, wenn der Heimweg beginnt, kenne ich dieses Sträuben vor dem Wechsel der Welten.

Als es dann wirklich losging, am Sonntag, den 6. Mai, musste ich mich tatsächlich losreißen. Meine Partnerin fuhr noch ein Stück mit, dann ließ ich sie in ihrer roten Lederjacke zurück, hupte ein paar Mal zum Abschied, winkte durchs Schiebedach und fuhr mit Schwung in meine erste Etappe: Übers Hexental ins Markgräflerland, dann ein Stück auf die Autobahn, über die Grenze nach Frankreich, an Mulhouse vorbei, am Fuß der Vogesen, wo ich als junger Kerl mit meinen Jugendfreunden in einer Landkommune gewohnt hatte, immer weiter und weiter, auf kleinere Straßen und gegen Abend war ich mitten in Frankreich. Das, was am meisten fehlt, bedeutet auch die größte Erlösung, wenn man es bekommt. An diesem Tag war es für mich Benzin, eine Toilette und ein Dach über dem Kopf. Die ersten beiden fand ich nach längerer Suche in einer roten Total Tankstelle. Auch die Toilettentür war orange-rot. Ich wusste nicht, wie ich meine Dankbarkeit für diesen Service ausdrücken sollte, der junge Mann am Laptop hinter der Kasse sah aus, als ob er in Gedanken weit weg sei; er nahm mich kaum wahr, aber er nickte zurück.

Mit dem Übernachten war es schwieriger. Hotels gab es in dieser Gegend keine mehr, die wenigen, die noch die Aufschrift am Haus trugen, waren zerfallen und standen leer. Campingplätze waren zwar auf meiner Karte mit schwarzen Dreiecken eingezeichnet, aber ich fand heraus, dass es bis zur Saisonöffnung noch mindestens sechs Wochen waren. So stand ich vor verschlossenen Türen und wusste nicht weiter. Ich fuhr Richtung Süden über kleine Straßen, ein umherziehend Suchender. In einem der Dörfer stieß ich auf einen Stand, einen umgebauten Wohnwagen, aus dem heraus ofenfrische Pizza verkauft wurde - eine sich in den letzten Jahren ausbreitende Errungenschaft in Frankreich. Man musste eigentlich vorbestellen oder sehr lange warten. Ich beobachtete die Leute, manche standen allein und still herum, andere in Gruppen, sie tratschten, ich sah ihnen zu und schaute mir die alten Gebäude an. Dann,

wenn das Suchen aufhört, beruhigt sich etwas, ein Gefühl des Ankommens breitet sich aus. Mitten in Frankreich, an diesem Ort, bei diesen Menschen, begann meine Reise noch einmal.

Das ländliche Frankreich hat immer eine gute Ausstrahlung auf mich gehabt; wie oft bin ich statt die Autobahn zu nehmen (schnell, teuer) über Land gefahren (langsam, gebührenfrei), mitten durch die französische Provinz, auf dem Weg ans Mittelmeer oder an den Atlantik. Diesmal war ich allein, und ich wusste nicht, wo ich an diesem Abend bleiben sollte. Pizza essend fuhr ich weiter und folgte einer Mischung aus Intuition, Landkartenzeichen (die schwarzen Dreiecke) und dem Ausschauhalten nach Schildern, die ein Zimmer anboten. Zur Not hätte ich auch im Auto schlafen können, auf meinem Gepäck hinten im Kombi lag eine Schaumstoff-Matratze, die mir meine Freundin mitgegeben hatte. Den größeren Teil der Rückbanklehne hatte ich ausgebaut, aber ich hatte keine Lust, alles für einen Schlafplatz umzuräumen. Ich wollte nicht ohne Wasser und Toilette irgendwo in der Gegend stehen und hoffte wenigstens auf ein kleines, geschütztes Plätzchen mit minimalem Komfort. Und so sollte es auch kommen, ich habe den Schlafplatz im Auto nie gebraucht.

Die Dämmerung kam näher und am Ende, in einem kleinen Städtchen namens *Aubusson*, sah ich ein Camping-Schild. Tatsächlich, der Platz sah irgendwie, obwohl genauso leer wie andere, offen aus. Zumindest blieb etwas Hoffnung. Die Tür zum Büro stand offen, ich ging hinein und fand eine Besucher-Klingel. Nach einiger Zeit kam eine Frau aus der hinteren Tür, das Gebäude schien gleichzeitig das Zuhause der Betreiberfamilie zu sein. Sie setzte sich und es wurde klar, dass hier, fast ein Wunder, tatsächlich geöffnet war.

Oui, nous avons ouvert - Sie lächelte und nahm meinen Ausweis entgegen. Bis auf ein älteres Paar im Kleinbus sei niemand auf dem Platz, sagte sie: *Sie können ihr Zelt aufstellen, wo immer sie wollen*, sie sprach französisch, aber

ich verstand sie sofort. Direkt am Fluss, der *Creuse*, fand ich eine gute Stelle, gerade noch rechtzeitig, um mich vor der Dunkelheit einzurichten.

Jetzt, beim Schreiben, neun Monate nach der Fahrt, fällt mir für einen Moment der Name des Ortes und der Gegend nicht mehr ein. Ihn dann auf einer Landkarte und online zu finden, gibt meiner Entdeckung an jenem ersten Abend nachträglich etwas Verifizierbares: Ja, dieser Ort existiert. Nicht nur für mich, er hat Geschichte, Schriftsteller stammen von hier, die Tapisserie mit ihren gewebten Bildteppichen ist weltberühmt. Das wusste ich alles nicht. Ich saß auf dem Fahrersitz und überlegte, was ich tun könnte. Ich entschied mich, sofort im letzten Licht, noch in die kleine Stadt hineinzufahren.

Gerade bin ich vom Schreiben aufgestanden. Draußen fällt plötzlich Hagel oder Schnee, wie dichte Schnüre, ein leichtes, weißes Rauschen, das mich an Tür und Fenster lockt. Im Jetzt zu sein - letztes Jahr in Aubusson, heute hier in meinem Büro in Heimbach, schreibend - immer wenn ich sie bemerke, erscheint die Welt dort draußen als größte Verlockung.

Aubusson war ein schöner Ort. Die Straßenlaternen vor den alten Häusern gingen gerade an, eine Gruppe von Kindern und Jugendlichen streunte die Gasse entlang. Ich machte mehrere Aufnahmen mit der Kamera und fuhr einmal durch das kleine Zentrum, in das eine steile, schmale Straße hinunterführte. Fast wäre ich noch in ein Lokal gegangen, doch ich schaute nur durch das Fenster. Ich hatte an diesem Tag schon so viel gesehen und wusste nicht genau, wie lange der Zeltplatz geöffnet sein würde. Ich stieg ins Auto und fuhr zurück.

Am nächsten Morgen schien die Sonne und ich konnte den Platz am Fluss genauer inspizieren. Meinen runden Holztisch hatte ich vor dem Zelt aufgestellt, dazu einen Klappstuhl, einen Korb mit Geschirr und eine Kühlbox mit Lebensmitteln. Nach dem Frühstück ging ich ins Waschhaus und danach ein Stück am Fluss entlang. Die *Creuse* führte Hochwasser, einige Büsche und Bäume am Rand waren umgerissen und überspült. Die wenigen alten Häuser, die gegenüber auf der anderen Seite des Flusses hinter Bäumen zu sehen waren, strahlten eine eigentümliche Ruhe und Abgeschlossenheit aus. Im Gehen und Schauen wurde mir bewusst, wie oft und wie gern ich Zeit auf dem Land in Frankreich verbracht hatte, und dass ich jetzt weit weg von aller Umtriebigkeit in einer selten vorhandenen Freiheit und Unbeschwertheit angekommen war.

Inzwischen ist draußen der Hagel in Graupel und Schnee übergegangen und die Zeit (die auftauchende und inzwischen vergangene, diejenige im Buch, von der ich schreibe und die Zeit des Schreibens selbst) erscheint mir als ein seltsam entrücktes Phänomen, das immer nur aufs Hiersein verweist und die primitive Einteilung eines Ablaufs darstellt, den man Leben nennt. Sogar Donner ist draußen plötzlich zu hören. Donner im Winter. Mein allererster Text, der damals von meiner Grundschullehrerin vor der ganzen Klasse vorgelesen wurde, kommt mir in den Sinn: „*Der erste Schnee*“. Und dass Regen, Schnee, Ereignisse draußen und am Himmel, immer ein Ruf für mich sind, um zurückzukommen.

Der Autor und Regisseur Claude Lanzmann nannte dieses Erkennen nach dem plötzlichen Aufschauen von etwas, in dem man versunken war, *Vergegenwärtigung*. Ja, genau jetzt fällt der Schnee, genau an diesem Tag fuhr ich am Fluss entlang Richtung Süden, am zweiten Tag meiner Reise.

Es war der Tag nach dem Wahlsonntag, Präsident Hollande war gewählt worden, die Sozialisten hatten gerade hier im *Limousin* große Erfolge. Am Fluss, so weit draußen auf dem Land, stimmten sie für einen Wechsel, auch wenn immer ungewiss blieb, ob es ihn wirklich geben würde, oder ob die Kapitalisten in Paris am Ende doch, irgendwie, einen Weg finden würden, um sich weiter über die Maßen zu bereichern. Was würde es für das Land bedeuten, für die einfachen Leute? Es war immer mit günstigen und ungünstigen Nebeneffekten zu rechnen. Weniger (Profit) ist mehr (Frieden).

Der nächste Ort hieß Felletin. Leute standen an einem Brunnen und hielten auf dem Heimweg vom Einkauf ein Schwätzchen. Manche blieben unter Bäumen im Schatten, alles schien sich in einer langsameren Zeit zu bewegen, viele Häuser sahen alt aus und unbewohnt, in der großen Kirche stand kühle Luft wie seit Jahrhunderten.

Schon wieder draußen aus dem Ort, fand ich eine mittelalterliche Brücke über den Fluss, die Sonne erwärmte die Luft und der Tag bekam etwas heiter Zeitloses. Mir wurde klar, dass ich Tage so weiterfahren könnte, ohne irgendwo anzukommen, auf kleinen Wegen im Limousin, in der Auvergne, irgendwo an einem Wald, einem Hügel, einem See. Und immer wieder aussteigen und ein Stück zu Fuß gehen. Im ländlichen Frankreich, das sich endlos in alle Richtungen vor mir ausbreitete.

An diesem zweiten Tag versuchte ich etwas zusammenzubringen, das eigentlich unvereinbar ist; eine Neigung, die ich auch bei anderen Gelegenheiten erlebe: über das Land fahren, es sehen und spüren, kleine Entdeckungen machen, photographieren - und doch auch wirklich vorankommen. Es waren noch beinahe 600 Kilometer bis nach San Sebastian in Spanien, das ich unbedingt an diesem Tag erreichen wollte. Ein inneres Gefühl für den weiteren Verlauf und die lange Strecke nach Portugal trieb mich an - ein anderes, das gerade so viel

Glück am Wegesrand fand, wollte mich festhalten. So fuhr ich eine Weile vor mich hin, entdeckte ein Tal, einen Fluss bei Felletin, es war wohl immer noch die *Creuse*, fuhr über eine noch kleinere Straße, hier entstand das Bild vom Anfang dieses Kapitels, das später der ganzen Reise ein Gesicht gab: *Road to Santiago: Mitten in Frankreich*. Ich kam an einem großen See vorbei, nur eine Schulklasse war zu sehen und zwei Lehrerinnen. Ich musste an meine Partnerin denken, geplagt von Kollegen, absorbiert von der Arbeit - ich war nicht zum ersten Mal an eine Lehrerin geraten. Früher, in meiner eigenen Schulzeit, hatte ich anderes erlebt: sie hatten mich gefördert, mein Schreiben und meine Bilder gepriesen. Ich machte ein Bild von der Schulklasse und nahm mir vor, darüber zu schreiben. Dann wurde ich unruhig, ich spürte, dass ich Gas geben musste, um mein Tagesziel zu erreichen.

Bald fand ich eine größere Straße, kam in ein weites Tal nach Westen, fuhr ein Stück Autobahn um *Brive* herum, wo vor vielen Jahren eine Bekannte hingezogen war, aber weder hatte ich ihre Adresse, noch Zeit, um sie zu besuchen. Ich blieb auf der Route National, die sich Richtung Südwesten hinzog. Endlich Bordeaux, danach die lange Schnellstraße nach Süden. Es war später Nachmittag, das Wetter wurde schlechter, ich musste weiter. Immer weiter, Richtung Spanien. Nach einer schier endlosen, ermüdenden Strecke durch die große Ebene vor dem Atlantik in Aquitanien, sah ich ganz weit in der Ferne eine Bergkette auftauchen. Sie hatte etwas Magisches, braunrote Farben, ein ungewöhnliches Profil. Fast wie ein Tier, das auf der Lauer liegt. Es mussten die Pyrenäen sein. So hatte ich sie noch nie gesehen.

Mein Ziel an diesem Tag war ein Campingplatz oberhalb von San Sebastian, den ich 1974 auf meiner allerersten Reise in den Süden gefunden hatte. Zusammen mit meinen alten Jugendfreunden Edwin, Feri und Bernd war ich damals mit InterRail unterwegs. Es war das Jahr als wir achtzehn

wurden, mir ist der Zeltplatz auf dem Berg über San Sebastian die ganzen Jahre in Erinnerung geblieben. Hier hatten wir Lene, Edwins Frau, zum ersten Mal getroffen. Die beiden bekamen später zwei Söhne und waren 1990 nach Schweden ausgewandert. 2002, 2003 und 2005 besuchten wir sie und machten Aufnahmen für meinen Film *Zeitlandreise (Timeline-Landscapes, 2008)*. Viele Erinnerungen an die alten Freunde gingen mir durch den Kopf, während ich auf der schmalen, monotonen Schnellstraße Richtung Spanien fuhr. Gern wäre ich irgendwo rechts abgebogen, um an diesem zweiten Tag endlich das Meer zu sehen und den Sand unter den Füßen zu spüren, aber der Himmel hatte sich zugezogen und ich wollte unbedingt den Platz auf dem Berg erreichen. Vielleicht weil mich der Ort anzog, aber auch weil es die erste Etappe auf der Pilgerstrecke nach Santiago war. Mehr als 5000 Kilometer in drei Wochen, das verlangt wenigstens am Anfang einen großen Sprung. Die Berge kamen näher, Bayonne und Biarritz lockten, ich dachte an die Reise von 1974, hier in der Nähe waren wir damals auf einem Zeltplatz nahe am Strand und hatten Surfer auf riesigen Wellen beobachtet. Aber ich hielt weiter geradeaus und blieb in einem verwirrender werdenden Schnellstraßennetz. Die Spannung stieg, dann war sie da, die Grenze zu Spanien, eine andere Sprache, eine andere Kultur. Ich war im Baskenland. Sogar die dominierenden Farben änderten sich von Blau und Grün zu Braun und Gelb.

Allein im Auto und ohne genauer auf die Karte sehen zu können, ließ ich es laufen und bewegte mich im Strom der Fahrzeuge bis San Sebastian, das ich unübersichtlich fand, verstopft mit Autos und Menschen. Schon kurz vor der Grenze hatte der Regen eingesetzt, nur verschwommen sah ich eine geschäftige Ecke von Spanien. Das Meer schien sehr nah, mit einer Hand - das Lenkrad in der linken, die Kamera in der rechten - fotografierte ich während der Fahrt aus dem Fenster: Tropfen auf der Scheibe, ein

Fahrradfahrer im Regen, Silhouetten in der Hafengegend, große, zu große, mächtige Gebäude.

Entgegen aller Wahrscheinlichkeit fand ich schon bald aus dem Großstadtverkehr heraus, und obwohl ich keinen Anhaltspunkt hatte, nur ein körperliches Gefühl, eine Ahnung, die mir einigermaßen die Richtung wies, geschah das schier Unglaubliche: Ich sah ein kleines Schild, das die Richtung zu einem Campingplatz zeigte. Und tatsächlich führte die Straße immer weiter hinaus aus der Stadt, sie stieg an, und mit jedem Kilometer wuchs der Glaube in mir: Ich hatte tatsächlich den Weg wiedergefunden. Der doch kaum mehr etwas mit der Strecke von damals, von vor 38 Jahren, gemeinsam haben konnte. Ganz abgesehen davon, dass ich mich gar nicht an Genaueres erinnerte, nur an die Richtung und den Berg. Es waren nur Erinnerungsspuren, die von einem unterbewussten Kompass als winzige Impulse aufstiegen.

Immer höher und immer schmaler schraubt sich die kleine Straße hinauf, ich halte an einem Gasthaus, um einen Blick über die Bucht aufs Meer zu werfen und sehe dabei die ersten Jakobspilger am Straßenrand. Am nächsten Tag werde ich sie im Camping-Waschhaus wiedertreffen. *Iguelda* heißt der Ort auf dem Berg, den ich bald erreiche, der Platz hat sich in einen modernen, vollausgestatteten Camping- und Trailer-Park verwandelt. Ich habe Glück, er ist um diese späte Stunde noch geöffnet, wie ich auf Nachfrage erfahre, ist es der einzige Zeltplatz weit und breit.

Der Himmel hat sich nach einem Regenguss im richtigen Moment aufgehellt, durch die hellgrauen Wolken fällt Sonnenlicht wie durch einen mit Gaze verhängten Scheinwerfer auf die kleine, mit schütterem Gras bewachsene Parzelle, auf die ich mein Zelt stelle. Später, beim Rundgang über den weitläufigen Platz, sehe ich sogar hier, in der Nähe einer großen Stadt am Meer, nur wenige belegte Stellplätze und bin über die sterile Atmosphäre erstaunt. Spanien zeigt ein überordentliches Gesicht; zu

groß, zu genau, zu gewollt. Wie der aufstampfende Fuß des Macho beim Flamenco. Damals war es August, überfüllt, alles viel einfacher angelegt und bevölkert von jungen Leuten mit langen Haaren - ein Mini-Woodstock auf dem Berg über dem Meer. Jetzt erscheint es wie eine verlorene Perfektion im Niemandsland. Die meisten Stellplätze haben Elektroanschlüsse für allen Komfort, später tauchen auf den wenigen Plätzen für kleinere Zelte doch noch andere Camper auf. Neben mir kommen zwei junge Franzosen an, sie laden mich später zu einem Bier ein und wir sitzen nach Einbruch der Dunkelheit lange zusammen. Obwohl sie fast so jung sind wie wir damals, und wir uns in einer Mischung aus Englisch und Französisch unterhalten müssen, fällt es leicht, sich mit ihnen auszutauschen und etwas von ihrem Leben zu erfahren. Sie kommen aus Dijon und Beaune, einer macht Musik, der andere arbeitet mit Software. Beide hatten Lust auf den Süden und sind einfach losgefahren. Ich merke, wie sie beinah bewundernd und respektvoll auf mich reagieren, vielleicht erstaunt, dass ein Mann in meinem Alter so einfach unterwegs ist wie sie. Ich erzähle ihnen von meinem ersten Besuch auf diesem Platz vor 38 Jahren, dass ich fotografiere und über meine Beobachtungen schreibe; sie erzählen von ihrer Gegend und wie sie dort als junge Männer leben.

Der nächste Tag beginnt mit dem, was jeder Zeltreisende fürchtet: Ich erwache mit dem Geräusch fallender Tropfen über mir. Werden sie stärker oder nehmen sie ab? Wie lange soll ich mit dem Aufstehen warten? Gibt es eine Chance, trockenen Fußes wegzukommen? Ich warte fast zwei Stunden, schreibe, genieße die Wärme im Schlafsack, hänge den Bildern der letzten Tage nach und dem erwartungsvoll-neugierigen Gefühl, wenn ich an das Land vor mir und den Weg ans Meer und nach Portugal denke. Kurz vor zehn Uhr halte ich es nicht mehr aus. Die Fallfrequenz der Regentropfen hat einmal zu, dann wieder abgenommen,

aber nicht ganz aufgehört. Wenigstens schüttet es nicht, und ich mache mich auf den Weg zum Waschhaus. Dort treffe ich die Jakobspilger vom Vortag. Sie stellen sich als Dänen heraus und wollen die Nordroute des *Camino* gehen: ein Vater, sein Sohn, ein zweiter älterer Mann, sie sind schon gestriegelt und geputzt, ihre großen Rucksäcke warten auf die Tagesleistung. Sieben Wochen werden sie unterwegs sein, um Santiago de Compostela zu erreichen. Die gleiche Strecke werde ich in zwei Tagen zurücklegen, ich werde dabei viel von der Natur, dem Land und den Orten unterwegs zu sehen bekommen und dann weiterfahren nach Portugal. Drei Wochen später, wenn ich schon auf dem Heimweg bin, werden sie die Hälfte des Fußwegs geschafft haben und sich irgendwo in den Küstenbergen befinden. So hat jeder Weg andere Herausforderungen und seine persönliche Geschichte.

Das eigene Timing zu finden, ist wichtig auf einer solchen Reise, als ich zu meinem Zelt zurückkomme, hat der Regen fast aufgehört. Ich schüttele an den Schnüren, damit die Tropfen davonfliegen und der Wind das Zeltdach schneller trocknet. Nach dem Frühstück hinten auf meiner Ladefläche unterm Schutz der Heckklappe (mit Tasse, Messer, Brot und Früchten) ahne ich schon die Sonne hinter den hohen Wolken. Das Packen geht schnell und leicht, die Straße lockt und die Ferne.

Statt zurückzufahren auf die Autobahn bei San Sebastian, biege ich nach links ab und fahre weiter auf der kleinen Straße nach Westen, oben auf dem Bergkamm. Der Atlantik taucht viele hundert Meter unter mir auf, so tief unten, wie aus einem Flugzeug, ist er nur an diesem einen Morgen zu sehen. Was für ein befreiendes Gefühl in dieser Höhe, während die ersten Sonnenstrahlen über braunrote Erde und blaugüne Büsche streichen. Ich staune über den tiefliegenden Horizont, die Grenze zwischen dem unendlichen Blau am Himmel und dem eine Nuance dunkleren Meer. Die Straße führt weiter über die Berge,

später in kleinen Serpentinaen abwärts. Dort sehe ich auf der rechten Straßenseite das erste große, hölzerne Jakobsweg-Schild mit der Muschel: 787 Kilometer bis Santiago.

Weit unter mir erkenne ich zwei Schnellstraßen. Als ich sie erreiche, muss ich mich zwischen all den verwirrenden Namen und Richtungen entscheiden. Ich komme auf die südliche Strecke Richtung Burgos durchs Baskenland. Nach der Bergeskapade will ich ein Stück vorankommen, was bleibt da, außer mitzurollen in diesem endlosen Strom der Fahrzeuge. Zwei Stunden später liegt die Bergkette hinter mir, ich verlasse die Schnellstraße und begeben mich ins Innere einer Stadt: Miranda de Ebro.

Einfach anzuhalten, zuerst an einer Tankstelle, dann mitten in der Stadt zwischen Passanten, bei einem kleinen Lebensmittelmarkt, gibt mir das Gefühl, in der Nachbarschaft zu sein, und nicht zwei Tagesreisen und 1500 Kilometer von daheim entfernt. Die dunkelblonde Frau, die hinter mir an die Kasse kommt, sieht irgendwie vertraut aus, spanisch zwar, aber doch verwandt. Wo sie wohl wohnt, wie sie lebt? Ein bisschen Traurigkeit, zumindest kommt es mir so vor, weht um ihr Gesicht. Und sie schleppt zu viele Taschen und Tüten. Am liebsten hätte ich ihr geholfen. Aber ich kann nur noch wenig Spanisch und bei uns zu Hause spreche ich auch keine fremde Frau im Supermarkt an. Aber ich bleibe mit meiner kleinen Tüte einen Moment länger stehen, als es nötig gewesen wäre. Beobachte das fremde Gesicht, ihre Erscheinung, es ist nicht die gewöhnliche Attraktivität, eher ein Gefühl der Nähe. Dann, nachdem sie verschwunden ist, sehe ich die Straße, die Menschen, die vorbeigehen, sehr klar, wie angestrahlt. Bin ich noch im *Pais Basque* oder schon in *Nuevo Castillo*?

Vielleicht war es der Wunsch nach Vertrautheit im Fremden oder so etwas wie Mitgefühl, als ich diese Frau an der Kasse sah, ein Interesse am Leben, das ein anderer Mensch hier führt. Ich sah viele andere Szenen und doch ist dieses eine Bild im Supermarkt und auf der Straße davor in

besonderer Erinnerung geblieben. Wie ein sanfter Schatten, ein Gefühl von Gleichheit im Unbekannten. Beinahe leer waren die Straßen, als ich über den Ebro fuhr und dann hinaus, ein Stück durch einen Berg, eine eingeschnittene Felsenstraße brachte mich in eine weite Ebene. So fuhr ich vor mich hin an diesem dritten Tag meiner Reise und fragte mich, was ich hier eigentlich zu suchen hatte. Gäbe es nichts Wichtigeres zu tun, sollte ich nicht zu Hause dringenderen Aufgaben nachgehen? Konnte ich mir so etwas wie diese Reise herausnehmen, mir so etwas leisten? War ich hier auf dem richtigen Weg oder hatte ich mich in meinen eigenen Vorstellungen verirrt? Nach einer Weile, in der ich die Gewissheit (soweit möglich) in mir wiederfinden musste, fand ich, dass es ganz in Ordnung war, einfach durch die Welt zu fahren, zumindest ab und zu in einem Leben. Und so lehnte ich mich wieder zurück und schaute dem Vorbeifließen der Landschaft zu. Die leichten Bodenwellen brachten mich über sanfte Hügel und weite, leere Flächen, dann wieder durch Industriegebiete mit viel zu groß geratenen Ansiedlungen. „Too much of nothing“ nannte es Bob Dylan. Das Land erschien wie zurückgelassenes Terrain, das nicht mehr gebraucht wurde. Spanier, Engländer und andere weiße Amerikaner gleichen sich nicht nur als Eroberer, sondern auch als Herren der verbrannten Erde. Wenn sie nichts Verwertbares finden, lassen sie das Land aufgewühlt zurück. Das Gute daran ist, dass sich dieses verbrauchte, verschmähte Nichts im Lauf der Zeit an den unbebauten Stellen wieder in ein echtes Nichts verwandelt, eine erstaunliche, nachwachsende Wildnis, deren Schönheit man erst bei näherer Betrachtung entdeckt.

Die Küstenbergkette lag immer rechts von mir im Norden, einmal sichtbar, einmal weiter weg, aber ich konnte mich orientieren und wusste, dass ich nach Westen fuhr. Später kam die Sonne als milde Scheibe hervor, die Landschaft wurde weiter, in leichten Pastelltönen zeigten sich meine

liebsten Komplementärfarben: das Rot der Erde unter dem blauen Himmel. Dazwischen blaugrünes Gestrüpp, Büsche und manchmal ein Baum. Kaum noch Zeichen von Ansiedlungen, erst bei *Leon* nahm der Verkehr zu und große Schilder tauchten auf: Autovia Camino Santiago. Und genau hier verpasste ich im Gewirr der Hinweise die entscheidende Abzweigung. Statt direkt weiter nach Westen Richtung *Astorga* verschlug es mich auf die Autovia Richtung *Cantabrische Cordilleren* im Norden. Ich merkte es schnell, aber fast dreißig Kilometer lang kam keine Ausfahrt. Als sie dann endlich kam, musste ich für diesen Abschnitt auch noch sechs Euro bezahlen und stand trotzdem im Nichts. Wie es manchmal ist mit dem Ehrgeiz des Reisenden, des Wegsuchenden, wollte ich auf keinen Fall die ganze Strecke zurückfahren. Statt den Fehler manifest werden zu lassen, entschied ich mich für eine kleine Straße durch die Berge, die vielleicht noch als Abkürzung, wenigstens als nicht allzu großer Umweg Richtung Galicien gelten konnte. Gleich bei der nächsten Tankstelle, es sollte die einzige im Umkreis von über hundert Kilometern bleiben, fragte ich nach dem Weg. Die unsicheren Gesichter hätten wohl die meisten Durchreisenden schnell zurück auf die Maut-Autobahn gebracht. Aber ich wollte nicht klein begeben. Also versuchte ich mein Glück und fuhr weiter, wieder in einer Mischung aus Kartenlesen und intuitivem Suchen der Richtung. Schließlich dauerte es über zwei Stunden bis ich vor *Astorga* wieder auf die Autovia kam. Der Weg dazwischen war kurvig, ging über kahle Berge und durch kleine Täler. Ein seltsamer Umweg, auf dem ich nur zwei Menschen sah. Ein alter Mann und später eine alte Frau, die zu Fuß die Straße entlang gingen - von einem Ort zum anderen. Und auch diese beiden Übriggebliebenen sah ich erst, nachdem ich eine völlig menschenleere Berggegend durchquert hatte und durchs Tal Richtung Süden fuhr. Vorher schien alles wie zurückgelassen. Zu stark von Moos überwachsene Bäume ließen fast an eine

Umweltkatastrophe denken. Und mich würde nicht wundern, wenn sie tatsächlich stattgefunden hätte.

Als ich nach fast hundert Kilometern wieder durch ein Dorf kam, wurde mir langsam klar, was hier vorging: Die jungen Leute waren abgewandert. Vor den Häusern stand sehr selten ein Auto, die Alten mussten zu Fuß gehen, das Leben hatte sich verzogen und nur spärliche Reste davon waren mit denjenigen übriggeblieben, die nicht weg konnten oder wollten. Alles in mir wollte weiter und diese traurige Gegend verlassen, auch wenn ich an manchen Stellen noch eine längst verblichene Schönheit erkennen konnte. Das Paradies ohne Nachwuchs, ohne Arbeit, ohne Gemeinschaft war ein trauriges, ein ehemaliges Paradies. Ohne Kinder, an diesem Tag auch ohne Sonne, erschien es trist und verloren. Zurück auf der Autovia ging es vierspurig in die industrialisierte Gesellschaft zurück, die sich an den Rändern, dort wo die Autostraßen und Gewerbegebiete liegen, häßlich zeigte, auf andere Art abweisend, aber genauso verloren wie das verlassene Hinterland. Nur im historischen Zentrum der alten Städte war noch etwas von der Schönheit des alten Spanien erhalten. Als Vorzeige-Museum, aber immerhin stellenweise mit Leben gefüllt. Kein Campingplatzschild war zu sehen, schon seit über zweihundert Kilometern nicht, obwohl ich auf der Karte ein schwarzes Dreieck gesehen hatte.

Es wurde Abend, die Sonne kam doch noch heraus, und ich wollte unbedingt Erfolg. Trotzdem nichts. Als unübersehbar wurde, dass es bald noch höher in die Berge gehen würde, und die Temperatur genauso abnahm wie meine Energie, bog ich ab in eine Stadt. Sie hieß *Ponferrada* und ließ einen Funken Hoffnung in mir. Ich steuerte immer mehr hinein ins historische Zentrum bis zu einer Straße an einer alten Bahnlinie mit Blick auf hohe, sogar schneebedeckte Berge. Dann stellte sie sich als Sackgasse heraus.

Ich wusste nicht mehr weiter.

Irgendwo müsste sich doch ein Ort zum Bleiben finden lassen, oder blieb nur das Übernachten im Auto? Ich parkte zwischen heruntergekommenen Fahrzeugen an einer alten Häuserzeile und stieg aus. Hier gab es sogar Leute, die aus den Fenstern sahen, offensichtlich ein Quartier für einfache, arbeitende Menschen. Zusammen mit der Sonne, deren Licht jetzt rötlicher, weicher wurde, ergab sich ein tröstendes Bild. Ich fühlte mich nicht mehr ganz so fremd, dachte sogar daran, einfach irgendjemanden anzusprechen, aber es ergab sich nichts. Nach einer Weile fuhr ich langsam zurück, fand eine Gasse in die Altstadt, drehte ein paar Runden und hielt dann vor einer Bar.

Nein, es gibt nichts hier, nur ein Hotel vorne an der Hauptstraße - ich hatte eine ältere Frau gefragt, sie deutete mit der Hand die Richtung an. Zwei deutsch aussehende Frauen standen an einem Stehtisch, aber ich hatte keine Lust auf Touristinnen und wollte nicht mit ihnen sprechen. Es war vermutlich die Wirtin, die ich gefragt hatte, sie machte noch einmal eine aufmunternde Handbewegung. Als ich um die Ecke zur Hauptstraße bog und das Gebäude sah, fand ich es eigentlich für mein kleines Budget zu nobel, mindestens vier Sterne. Aber was blieb mir übrig. Ich fand einen Parkplatz an der stark befahrenen Straße und ging in die Lobby hinein.

Vor mir eine Familie, Touristen, es dauerte und ich hatte Zeit um innerlich nachzugeben. Also gut, dann eben auch mal ein teures Hotel. Die junge Frau am Empfang war sehr angenehm, sie erinnerte mich an Lilo, meine Tochter, die einige Zeit an einer solchen Rezeption gearbeitet hatte. Der Preis war dann doch passabel, für 45 Euro bot sie mir einen großen Raum unterm Dach, eigentlich ein Zimmer für Angestellte, aber sonst hatten sie nichts mehr frei. Genau das Richtige für mich.

An diesem Abend entdeckte ich eine aufwendig beleuchtete Altstadt, sogar ein anderes, kleines Hotel in

einer ruhigeren Seitengasse, aber für eine Nacht lohnte sich ein Umzug nicht, außerdem war der Preis ähnlich. Es gab tatsächlich junge und ältere Leute, die auf einem Platz zusammenstanden und nach einer Stunde Wanderung durch Gassen und über Plätze war ich hundemüde. Die Welt schien doch noch irgendwie in Ordnung zu sein. Man musste nur lange genug suchen und ins Innerste vordringen, hier war es die Altstadt und die Einheimischen in den Gassen.

Trotzdem fuhr ich gern wieder los am nächsten Tag, alles konnte viel besser werden. Ich musste mich ans Alleinsein gewöhnen, an so wenig sprechen mit anderen Menschen, an die Höhe, die schneebedeckten Berge. Ich sehnte mich nach Wärme, nach Meer, nach Ankommen und Entdecken. Nur eine kurze Eintragung ins Reisetagebuch, ein Blick in die Landkarte, spärliches Frühstück, schon war alles gepackt. Es dauerte noch fast drei Stunden bis ich - trotz gut ausgebauter Strecke - über die Cantabrische Bergkette hinweg war und das mildere Land Richtung Santiago vor mir sah. Es wurde wärmer.

Wer eine Landkarte mit den vielen Strecken des *Camino de Santiago* sieht und von organisierten Reisen wenig hält, der versteht, dass der Camino überall ist. Natürlich gibt es die großen Routen, von überall in Europa ziehen sie sich Richtung Santiago de Compostela. Ich hatte auch schon in Deutschland, im Elsass, mitten in Frankreich und in den Pyrenäen Pilger getroffen. Die *pellegrinos*, was eigentlich *in der Fremde sein* heißt und auch auf mich zutraf, tauchten jetzt auf den letzten hundert Kilometern bis Santiago immer häufiger am Straßenrand auf. Eigentlich wollte ich den Weg selbst einmal gehen, Freunde hatten begeistert davon erzählt, die allgemeine Pilger-Euphorie hatte ich teilweise mit Wohlwollen verfolgt. Und daran gedacht, wenigstens ein Stück selbst zu Fuß zu gehen. Inzwischen war mir klar, dass meine Pilgerfahrt, der Camino pellegrino als ein in der Fremde unterwegs sein, ein eigenes Vorgehen und seine